

Hiroko Oyamada: „Die Fabrik“

Sinnlos leben und es Arbeit nennen

Von Samuel Hamen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 10.03.2026

Lieber arbeitslos, als hier angestellt zu sein: In ihrem Kurzroman „Die Fabrik“ setzt die japanische Autorin Hiroko Oyamada ihre Figuren den Härten der modernen Arbeitswelt aus. Die Gewalt, die diese erfahren, ist vor allem eine der Sinn- und Nutzlosigkeit.

Treffen sich eine Schredder-Expertin, eine Korrektorin und ein Fachmann für Moose und Dachbegrünung auf einem weitläufigen Firmengelände ... Was wie der Anfang eines umständlichen Witzes klingt, ist die erzählerische Basis von „Die Fabrik“, einem Roman der Japanerin Hiroko Oyamada, der jüngst in deutscher Übersetzung erschienen ist.

„Auch später, als ich erwachsen wurde, war die Fabrik noch riesig und von größter Bedeutung für alle, die hier lebten, niemand konnte sie ignorieren. In jeder Familie gab es zumindest eine Person, die in der Fabrik oder einer ihrer Tochterfirmen arbeitete, oder bei einem ihrer Geschäftspartner beschäftigt war.“

Zwei Frauen und ein Mann – alle in den Zwanzigern und frühen Dreißigern – berichten jeweils aus der Ich-Perspektive von ihren Tätigkeiten in der überkomplizierten, zugleich unterkomplexen Fabrikwelt. Vor Ort herrscht eine bizarre Stimmung, getragen von einem rigiden Dirigismus, bei dem sich Fragen nach Sinn und Ziel von Arbeit erübrigen. Das wäre Verrat, das wäre das Ende der Normalität in einer Zwangswelt, in der ständig gearbeitet und doch nichts geschaffen wird.

„Ja, genau. Sie sind ganz allein für das Projekt zuständig und können in Ihrem Tempo damit beginnen, innerhalb des Firmengeländes Moose zu sammeln und zu klassifizieren. Danach machen Sie sich allmählich an die Begrünung. Das ist der Plan.“

Die Zukunft und die Zukunftsangst

Oyamada hat das Buch als märchenhafte Farce angelegt, durchaus wieder mit surrealistischen Elementen. Ihre Figuren schreddern, korrigieren und begrünen tagein, tagaus. Sie gehen mit Kollegen essen, beobachten, wie sich immer mehr obskure Tiere auf dem Gelände ausbreiten, und hin und wieder denken sie über die Angst, die Zukunft und die Zukunftsangst nach. Aber so richtig tut sich nichts, weder auf der Arbeit noch in ihrem Innern, so befangen und zugerichtet sind sie.

Hiroko Oyamada

Die Fabrik

Aus dem Japanischen von Nora Bierich

Rowohlt Verlag

160 Seiten

24 Euro

„Manchmal landet nach einer Weile ein Dokument mit demselben Inhalt bei dir, nur mit viel mehr Fehlern als zuvor. Du fragst dich, wozu deine Arbeit eigentlich dient. Irgendjemand geht unsere Korrekturen offensichtlich durch, aber niemand weiß, wer dieser Jemand ist.“

Entfremdung, Erschöpfung und Bullshitjobs: Hiroko Oyamadas Diagnose der Arbeitswelt ist nicht originell. Zudem fehlt es dem Buch an einer Einbettung in ein gesamtgesellschaftliches, auch politisches oder historisches Panorama. Die Durchdringung kapitalistischer Zusammenhänge oder dem, was Michel Foucault „Gouvernementalität“ nennt – also einer auf Internalisierung beruhenden Herrschaftstechnologie –, wäre aber nötig gewesen, damit die Erzählung sich ins Emanzipatorische oder Fortschrittliche hätte öffnen können.

Menschen als bloße Arbeitskraft

Stattdessen richtet sich der Text geschickt in der Allegorie ein, um die Anti-Karriere von drei Besiegten zu bebildern. Menschen sind Arbeiter sind Maschinen sind Tiere. Zwischen Disziplinierung und Selbstaufgabe kommt den drei Figuren ihr Ich, ihr Wert, gewissermaßen auch ihre individuelle Erzählbarkeit abhandeln. Es ist deswegen nur konsequent, dass der Text sich dem Unheimlichen zuwendet.

„Viele junge Menschen meines Alters sitzen eingeschlossen in ihren Zimmern und haben nichts zu tun. Ich will arbeiten, und ich bin dankbar, dass ich es kann. Warum sollte ich nicht dankbar sein? Es sei denn, ich will gar nicht arbeiten. Und ich will nicht arbeiten. Was ich mir unter dem Sinn des Lebens vorstelle, hat nichts mit Arbeit zu tun.“

Die Erkenntnis, die die junge Frau aus der Schredder-Abteilung hat, bleibt für sie folgenlos. Oyamadas Roman endet denn auch in einer Art magischer Resignation, nachdem alle Institutionen sozialer Stabilität sich als ritualisiert, empathielos oder höhnisch herausgestellt haben – sei es Familie, Freunde, Partnerschaft oder eben Arbeit. So führt die einzige Verwandlung, die auf dem Fabrikgelände stattfinden kann, ins Negative, leitet über zur letzten Stufe der Entmenschlichung. Nur Fatalisten und Zyniker werden darin eine Befreiung erkennen.

Wie wir uns entwirklichen

2013 erschien „Die Fabrik“ im japanischen Original. Mehr als zehn Jahre später – in Zeiten von Quiet Quitting und KI-Umwälzungen in quasi allen Branchen – kommt der Roman teils schwergängig daher, wie aus der Zeit gefallen. Das sollte man ihm nicht unbedingt anlasten. Positiv formuliert: Oyamada arbeitet die Persionen heraus, welche die moderne Arbeitswelt prinzipiell mit sich bringt. Und sie lässt das Geraune von Selbstverwirklichung in der Arbeit in deren Gegenteil umschlagen. In der Selbstentwirklichung durch die Arbeit liegt die Pointe dieser Schauergeschichte.